



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Deutsche Gesinnung Humboldt's.- Gefärbt vom Charakter der Zeit.- Die politischen Schicksale Deutschlands und Preußens.- Eindruck auf Humboldt.- Berufung in's Ministerium.- Motive zur Annahme.- Die ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Erster Abschnitt.

Leitung des Cultus und Unterrichts.

Wie sehr Rom für Humboldt eine zweite geistige Heimath geworden war: er war seiner eigentlichen Heimath darüber nicht untreu geworden. Er war in Rom so wenig zum Römer wie in Paris zum Franzosen geworden. Unter jedem Himmelsstrich würde er ein Deutscher geblieben sein; Schiller schrieb ihm mit Recht in seinem letzten Briefe: „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken.“

Diese Anhänglichkeit an deutsches Wesen nichtsdestoweniger war von ganz eigener Art. Sie war sehr verschieden von demjenigen, was man gewöhnlich Heimathsliebe, und sehr verschieden von demjenigen, was man Patriotismus nennt. Seine Gefühle hatten wenig gemein mit der krankhaften Sehnsucht, die den Schweizer nach seinen Bergen und nach den Klängen des Kuhreigens ergreift. Sie hatten noch weniger mit den Gefühlen eifersüchtigen Stolzes und opfermuthiger Begeisterung gemein, die einen Athenienser zur Zeit des Perikles in der Eklesia oder einen Römer im Senate bei der Nachricht von der Niederlage bei Cannä erfüllten. Nicht der Gedanke an die deutschen Gauen lockte ihm Thränen in's Auge; nicht die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches trieb ihm das Blut zum Herzen: — er liebte den deutschen Geist und die „Deutschheit.“ Ueber den Klängen der deutschen Sprache ergriff ihn etwas wie Heimweh und etwas wie patriotischer Stolz; über den

Dichtungen seines Schiller und Göthe regte sich etwas in ihm wie Machtgefühl oder wie Siegesfreude. Seine Vaterlandsliebe war wie die Liebe zu etwas Vergangenen, vielmehr wie die Liebe zu Dingen, die dem Irdischen entrückt sind, zu geistigen Gütern und zu Ideen. Er würde deutsches Wesen geliebt haben, und er würde in dieser Liebe sich befriedigt gefunden haben, auch wenn die deutsche Nation als solche aufgehört hätte zu existiren, auch wenn Deutschland nur noch als Provinz einer französischen Universal-Monarchie genannt worden wäre. Er liebte es wie er Rom und Hellas liebte; er liebte es, weil und indem er es wie diese idealisirte. Deutsch, wie er ohne Zweifel durch und durch war, empfand er doch das Deutsche überwiegend nach dem Maas, dem Geschmack und dem Bedürfnis seiner individuellen Natur. Es war ja gewis richtig, wenn er das Unterscheidende der deutschen Dichtung und des deutschen Wesens in dem „still aber tief“ bewegten Gemüthe, in der größeren Geistigkeit und Innerlichkeit fand. Es lag ja unbestreitbar eine gewisse Berechtigung in der so oft von ihm ausgesprochenen Idee von der Wahlverwandtschaft der deutschen Sprache und Nationalität mit der griechischen. Man muß ihm ja zustimmen, wenn er den Vorzug des Deutschen vor dem Griechischen in Zweierlei erblickt, in der größeren Befähigung für den Ausdruck des Gedankens und in der tieferen Innigkeit und Herzlichkeit. Man mag es sich gefallen lassen, wenn er gerade dieser Vorzüge wegen die deutsche Sprache und Nation als die „menschlichste“ bezeichnet. Einige Wahrheit endlich kann man selbst den Betrachtungen nicht absprechen, die er bei Gelegenheit der Vergleichung des süddeutschen und norddeutschen Charakters über den Gesamtcharakter der Nation anstellt. Der Deutsche, sagt er, stehe unparteiisch als der Beurtheiler und Beschauer aller übrigen Nationen auf einem Standpunkt, von dem er sie alle übersehe, während alle auf ihn zurückwirken; seine Bestimmung und gleichsam die Endabsicht des deutschen Charakters sei ebendeshalb, eine Brücke zwischen der antiken und der modernen Welt zu schlagen und eine Verbindung der Eigenthümlichkeiten jener und dieser in eine einzige Form hervorzubringen. Durch alles das, wie gesagt, ist dem deutschen Charakter nichts angedichtet, was nicht in ihm läge; aber er ist angeschaut, wie nur Humboldt ihn anschauen konnte, und ununterscheidbar sind die Züge dieser Charakteristik in die Denkweise

desjenigen hinübergezogen, der selbst so stillen aber tiefen Gemüths, so gedankenstark und gefühlsinnig, so eingenommen von allem Hellenischen, so stets auf das Menschliche, auf die Verbindung mithin des antiken und des modernen Geistes hingerichtet war.

Nicht blos von eigenthümlich Humboldt'scher Färbung aber war diese Empfindung und dieser Begriff deutschen Wesens: — sie trugen nicht weniger die Farbe der Zeit. So idealisch war der Patriotismus, so idealisirt das Bild Humboldt's von deutschem Wesen, weil er selbst ein Kind dieser Zeit war. Jener Patriotismus entsprach demjenigen, was damals unser Vaterland war; dieses Bild war demjenigen nicht unähnlich, worauf damals der deutsche Nationalcharakter reducirt war. Deutschland war kein Staat, für den man sich hätte entusiastmiren können wie die Bürger Roms und Athens sich für ihr Gemeinwesen entusiastmirten. Ein deutsches Reich existirte in Wahrheit nur als etwas Vergangenes, eine deutsche Nation war in Wahrheit nur in der Idee vorhanden. Das einzige Band, welches die Glieder dieses großen Körpers zusammenhielt, war wirklich die deutsche Sprache; die einzige Herrschaft, die wir übten, war wirklich eine Herrschaft nicht durch Waffen, sondern durch die Macht des Geistes und des Wortes, durch Kunst und Wissenschaft, durch Philosophie und Dichtung. Es gab an unserer Existenz nichts anderes zu lieben und zu preisen, als jene inneren Charakterformen, auf die wir uns zurückgezogen hatten und die in dem Ruin unsres staatlichen und nationalen Daseins allein noch stehen geblieben waren. Den Hellenen erschienen wir gerade jetzt darum so verwandt, weil unsere Dichter, in Ermangelung eines selbständigen, auf nationalem Boden gewachsenen Lebensgehalts, zu den Formen und Anschauungen, zu dem Glauben und den Idealen der Hellenen ihre Zuflucht genommen hatten. Daß wir die menschlichste Nation genannt werden konnten, war eine Ironie darauf, daß wir eine Nation so wenig wie möglich waren. Demselben Umstande verdankten wir unsren kosmopolitischen Charakter und jene Vermittlerrolle zwischen der alten und neuen Welt. Wir waren die Beurtheiler und Beschauer der übrigen Nationen wie es die Griechen nach Alexander, wie es die Juden nach dem Verlust ihrer staatlichen Existenz gewesen waren. Unfre contemplative Unparteilichkeit war die beklagenswerthe Frucht unsrer politischen Unfähigkeit, — ein Euphe-

mismus für unsere Schwäche, ein positives Wort für unseren Mangel an Staatsinn und nationalem Bewußtsein.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Nation, welche stolz darauf war, etwas Besseres als eine Nation zu sein, sehr bald etwas viel Schlechteres wurde. Sie wurde zur Beute und zum Spielball jenes eroberungsfüchtigen Volkes, welches für den Kosmopolitismus und für den Idealismus im Sinne des nationalen Ehrgeizes und der nationalen Eifersucht Propaganda machte. Die Ideen und Phrasen der französischen Revolution hatten für Deutschland das Netz gesponnen, in welchem uns alsbald die Diplomatie und die Waffen der französischen Republik erwürgten. Von Preußen und vom Reiche verlassen, hatte Oesterreich wiederholt, nicht für Deutschland, sondern für seine eigene Existenz gekämpft. Es hatte das Reich preisgegeben, sich selbst nur mit Mühe gerettet. Im Einzelkampfe war es, trotz der Tapferkeit seiner Armeen, besiegt, zurückgedrängt, lahm gelegt worden. Im Westen Deutschlands war der schamlosen Flucht der Fürsten eine schamlosere Ueberläuferei gefolgt; die als Despoten gegen ihre eigenen Unterthanen geschaltet hatten, genossen nun das Glück, zugleich die Speichellecker und Schleppenträger eines größeren Herrn zu sein. Dort gebot Napoleon als Sieger, hier als Protector; reißend schritt das Werk der Unterjochung und der Vernichtung unserer Nationalität vor. Noch stand die Monarchie Friedrich's des Großen. Sie hatte zugehört, wie Oesterreich sich verblutete, wie das Reich sich auflöste, wie die rheinischen Fürsten abfielen. Sie hatte nicht verschmäht, von der Gunst Frankreich's und von dem Verfall des Reiches Vortheile zu ziehen. Habgierig ohne Muth, hochmüthig ohne Würde, war die preussische Regierung eine Mißregierung nach Außen wie nach Innen. Aus einem faulen und ehrlosen Frieden stürzten endlich die Haugwitz und Lombard den Staat in einen leichtsinnigen und unvorbereiteten Krieg. Das System der Isolirung trug seine Früchte. Der bürokratische und militairische Mechanismus brach zusammen. Jetzt sah Oesterreich dem Falle Preußens zu. Die Schlacht bei Jena öffnete dem Sieger den Weg nach der preussischen Hauptstadt. Die letzte Hoffnung Deutschlands lag am Boden; im Tilsiter Frieden ward der Verzicht auf die Hälfte des preussischen Länderbesitzes unterschrieben; mittelbar oder unmittelbar war Napoleon der Herr von ganz Deutschland.

Die Sprache der Thatfachen ist eine mächtige Sprache. Ihr konnte sich auch Humboldt nicht verschließen. Seine andächtige Bewunderung der Kraft und Tiefe des deutschen Nationalgeistes ward übertäubt durch den Donner der Kanonen. Er hatte früher nicht ein Wort des Unwillens über das Benehmen des geflüchteten Kurfürsten von Mainz gehabt. Auch seine Wünsche für Preußen und Deutschland hatten sich später nicht höher als auf Erhaltung des Friedens erhoben. Mit hundertmal größerem Interesse hatte er die Schöpfungen der deutschen Dichter, als die Thorheiten der deutschen Politiker, die Schlechtigkeit der deutschen Regenten kritisiert; es war ihm einer der liebsten Vorzüge seines römischen Postens gewesen, mit diesen Dingen nichts zu thun zu haben. Aber nun traf die Kunde der preussischen Niederlagen und Demüthigungen sein Ohr. Nun gingen ihm die Leiden und Schicksale des Vaterlandes zu Herzen. Nun erwehrte er sich weder des Schmerzes um den Sturz der preussischen Macht noch des Nachdenkens über die Gründe eines so plötzlichen und schmählischen Falles. „Wir Alle sind unglücklich,“ so schrieb er um diese Zeit von Rom aus an seine Jugendfreundin, Henriette Herz, „ich sage, wir Alle, die sonst ein froher und harmloser Kreis umschloß. Die Saamen unsres Unglücks lagen in unsrer damaligen Sorglosigkeit. Mir war seit lange vor dem Ausgang bange, und ich zitterte vor dem Augenblick der Entscheidung.“ Und mit Lebhaftigkeit bestreitet er in demselben Briefe den Plan der Freundin, Deutschland zu verlassen, damit nicht zu dem Verlust so vieles Andern auch noch der Verlust der besten Menschen komme.

So waren die Gefühle, mit denen er, ein Jahr später, mit Zurücklassung seiner Familie, nur von seinem zwölfjährigen Sohn Theodor begleitet, den Schauplatz so vielen Unglücks aufsuchte. Mit diesen Gefühlen begrüßte er, über München und Landshut nach Thüringen reisend, seinen alten Freund Jacobi wieder, sah in Weimar das Grab Schiller's, aber, lebend noch und rüstig, wenn auch nicht unberührt von den Alles erschütternden Weltbegebenheiten, Göthe. Hier, wo die blutigen Loose geworfen worden waren, hier, wo das Reich der Aesthetik und der Literatur seine Residenz gehabt hatte, hier und im Gespräch mit Göthe werden ihm Betrachtungen gekommen sein, ähnlich denjenigen, welche später Göthe aussprach, als er durch die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller seinem Zu-

sammenwirken mit diesem jenes unvergleichliche Denkmal setzte. Er mochte inne werden, daß durch die letzten Ereignisse eine Epoche deutschen Lebens abgeschlossen sei und daß eine neue Epoche im Werden sei. Er mochte sich sagen, daß die alte, in einer langen Friedensperiode erwachsene und immerfort gesteigerte Bildungsweise auf lange hin unterbrochen sei, daß die anders gewordene Zeit andere Aufgaben stelle und daß sie dem Einzelnen andere Pflichten auferlege. Ueber solchen Betrachtungen wird es gewesen sein, daß ihn in Erfurt am 6. Januar 1809 von Königsberg aus die Aufforderung seines Landesherrn traf, in der neugebildeten Regierung die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen.

Humboldt's Ankunft in Deutschland nämlich traf zusammen mit dem schwersten Schlage, welchen Preußen noch erleiden konnte, nachdem es zuvor schon besiegt, beraubt und niedergetreten worden. Es hatte dem Willen des Siegers den Mann zum Opfer bringen müssen, welcher der Einzige war, um den am Boden liegenden Staat wieder aufzurichten. Stein war zum zweiten Mal entlassen worden, und bald nöthigte ihn die Napoleonische Aechtserklärung, in den österreichischen Staaten Schutz und Zuflucht zu suchen. Die Regierung war anderen Händen übergeben worden. Allein das Ministerium Altenstein-Dohna war wenig geneigt und befähigt, die von Stein gegebenen Impulse fortzuleiten und in seinem Sinn den Staat im Stile der Freiheit umzugestalten. Es wußte die Verheißung ständischer Einrichtungen, zu denen Stein durch die Städteordnung den Grund gelegt hatte, zu cassiren. Es kehrte von dem begonnenen Wege der Reform in den Weg des alten Schlendrians zurück und es begann gleich damit, einen Theil der von Stein vorgeschlagenen Einrichtungen und Persönlichkeiten zu beseitigen. Einen glücklichen Griff, — einen Stein'schen Griff that es dennoch. Es berief den bisherigen Gesandten in Rom zum Leiter des Cultus und Unterrichts. Wilhelm von Humboldt nahm den Ruf an. Anfang Januar 1809 verfügte er sich von Erfurt nach Berlin. Monate lang festelten ihn hier vorbereitende Anordnungen in seinem neuen Amte. Im April erst traf er in Königsberg, dem damaligen Sitze der Regierung, ein.

Rom aufzugeben, in der That, kostete Humboldt kaum einen

Entschluß. Die Stellung, die er dort — zuletzt mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers — inne gehabt, war überflüssig und unmöglich geworden. Schon während des letzten Jahres seines dortigen Aufenthalts war er Zeuge gewesen, wie die Stadt von französischen Truppen besetzt und der Papst in seiner eigenen Residenz ein Gefangener geworden war. Das Schicksal des Kirchenstaats war bereits entschieden, als er denselben verließ. Nur wenige Monate, und der Sieger über Oesterreich decretirte von Schönbrunn aus das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. Es gab keinen Kirchenstaat mehr; der heilige Vater ward wie ein Verbrecher von Rom weggeschleppt. Rom war nicht mehr Rom; es war eine ville impériale et libre, — eine napoleonische, eine französische Stadt. Was bedeutete in dem Munde des Kaisers die prahlerische Anerkennung der großen Erinnerungen, die an dieser Stätte hafteten, wenn er sie doch gleichzeitig mit roher Willkür unter die Füße trat? Ohne Zweifel, selbst für Humboldt würde es schwer gewesen sein, diese Aenderung der Dinge zu ignoriren, sich über die Gegenwart hinwegzusetzen und inmitten eines neuen Ruins noch immer träumend über den Ruinen des alten Rom zu hängen. Mit seiner amtlichen Stellung hatte auch das Glück seiner dortigen Existenz allen Boden verloren. Er beschloß, seinem wirklichen Vaterlande anzugehören, in dem Augenblick, wo ihm der Ort, den er als sein zweites, geistiges Vaterland betrachtet hatte, durch dieselbe Macht entrissen und verleidet war, unter deren Druck auch Preußen und Deutschland darniederlag.

Der Entschluß indeß, in so schwieriger Lage eine neue, so verantwortungsreiche Stellung anzunehmen, kostete ihn darum nicht weniger und ist darum nicht geringer anzuschlagen. Nichts hinderte ihn, auch in Deutschland wieder sich selbst zu leben und zu der alten Studienmuße zurückzukehren, — nichts, als das Gefühl seiner Pflicht und als der Sinn, welcher seinem ganzen bisherigen Bildungsstreben zu Grunde gelegen. Er zeigte, wenn er jetzt auf einmal in ein ganz öffentliches und thätiges Leben übertrat, daß es ihm Ernst mit seinem Bildungsideal, daß seine Gedanken von dessen Werth keine Träume, seine Versicherungen von dessen Ziel und Zweck keine Nebenarten oder Selbsttäuschungen gewesen. Er brach dabei nicht etwa plötzlich mit seinem bisherigen Lebensgange, sondern er setzte ihn nur fort; er warf seine Ueberzeugungen von dem höchsten Gut

des Lebens nicht mit Eins über Bord, sondern er bewährte und beglaubigte sie nur. Noch immer war es ihm um individuelle Vervollkommnung zu thun; aber er fühlte, daß es für jetzt nur Einen Weg dazu gebe, den Weg des Verzichtens auf bloß theoretische Selbstbildung, den Weg des Handelns für das Gemeinwohl. „Dieselben Vorzüge,“ so hatte er sechszehn Jahre früher in seiner Skizze über die Griechen gesagt, „dieselben Vorzüge, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmann; so fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften theilnahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden.“ Genau dies war sein eigener Fall; im Sinn jener Worte schritt auch er hinüber in die politische Praxis; sie bilden das Motto für die neue Periode seines Lebens und Wirkens. Und weit ließ er nimmehr, indem er diesen Schritt that, diejenigen hinter sich, die sich einst mit denselben Bildungsideen, aber nur zum Luxus, umgeben, die, wie er, in dem Elemente der Theorie und des ästhetischen Genusses gelebt, aber nur mit ihrer Phantasie gelebt, nicht mit lebendigem Glauben und mit ihrem Gewissen dabei theilhaftig gewesen waren. Ein schonendes Schicksal hatte Schiller'n vor der Epoche der Erde entrückt, die beweisen sollte, ob der Glanz seiner Ideale echt sei und ob die ästhetische Erziehung, die er gepredigt und an der er selbst gearbeitet, den Deutschen wirklich gefrommt habe. Theilnahmlos, eigensüchtig und verstimmt wandte sich Göthe von der Aufregung wie von den Leiden seines Volkes hinweg: die poetische Begeisterung hielt nicht Stand vor der ernsten und thatkräftigen Begeisterung, die demnächst die Nation ergriff. Und wie der Stamm, so die Frucht. Die neue auf dem Boden unseres hellenisirenden Klassicismus gewachsene Philosophie huldigte mit gesinnungsloser Constructions-Fertigkeit dem Glückstern des Siegers; sie beruhigte sich mit fatalistischer Weisheit über die Zerstörung deutschen Wesens; sie sah hochmüthig auf den Redner-Philosophen herab, dessen Herz, aller Metaphysik zum Trotz, gesund genug war, im Momente der Niederlage die Nationalität als das Absolute und den Patriotismus als kategorischen Imperativ zu formuliren. Nicht anders die neue unserer klassischen Literatur eng verbundene Philologie. Sie spielte dieselbe Rolle, welche zur Zeit der Reformation der Humanismus gespielt hatte. Wolf stellte sich zu dem Kampf um die nationale Selbständigkeit

ähnlich wie sich einst Erasmus zu den Kämpfen um die Freiheit des Glaubens und Gewissens gestellt hatte. In dem Unglücksjahre 1807 zog er die Summe der Gedanken und Beschäftigungen, in denen er mit Humboldt in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschwelgt hatte: jetzt faßte er seine Darstellung des Alterthumsstudiums ab und fand diese Arbeit anziehend vor Allem „durch die Entfernung von den Drangsalen der Zeit, die uns mahnen, in angenehmeren Perioden der Geschichte Erholung und frische Energie zu suchen.“

Aber nicht so Humboldt. Hatte sich Jemand vor aller Berührung mit der Politik gescheut, so war er es. Hatte Jemand ganz nur in der Innerlichkeit gelebt und sich behaglich an dem Glanz der Ideale gesonnt, so war er es. Fester und länger als irgend ein Anderer hatte er sich unter den Gemälden und Ruinen Rom's in eine Welt von Träumen und Phantasien eingesponnen. An dem Becher des Sinnen- und Phantasiegenusses hatten seine Lippen inniger gehangen als selbst die Lippen des Dichters. Niemand hatte in tieferen und wollüstigeren Zügen den Zaubertrank der Schönheit geschürft. Mit der Ruhe und Kummerlosigkeit eines Olympiers hatte er denselben bis auf die trüben Hefen am Boden ausgeleert, ohne den Geschmack für den nach oben perlenden Schaum zu verlieren. Er war dennoch nicht berauscht worden. Er war dennoch nicht zum Weichling geworden. Seine Sinnlichkeit hatte nicht seinen Idealismus und sein ästhetischer hatte nicht seinen moralischen Idealismus todt gemacht. Ueber allem Träumen hatte er dennoch nicht den Sinn und Verstand für die Wirklichkeit, über allem Genießen doch nicht die gesunde sittliche Kraft eingebüßt. Inmitten so vieler Genüsse hatte er sich selbst die Mahnung gegenwärtig gehalten, „nicht in üppiger Trägheit nur hinzuschwelgen das Leben.“ Unter dem Himmel von Spanien hatte ihn der Gedanke begeistert, „von des Süd's verzärtelnder Sonne voll fremdigen Muths zurückzukehren zum heimischen Norden.“ Bei allem Schwelgen an und in Rom hatte ihn nicht am wenigsten auch die weltliche Größe der alten Republik ergriffen, und im Gedichte hatte er den „arbeitfühnen“ Römersinn gepriesen, der „nimmer scheut, das Ird'sche muthig zu berühren.“ Eine geistige Ergözung war ihm das Studium des äußeren und des inneren Menschencharacters gewesen; es hatte ihm immer zugleich

als die Grundlage aller Erziehung und als eine Schule aller Gesetzgebung gegolten. Immer wieder hatte er von dem moralischen Einfluß der Aesthetik und der Beschäftigung mit den Werken der Kunst und Poesie gesprochen. Aber nicht bloß gesprochen davon. Er hatte Schiller überlebt, um an dessen Statt jetzt die Theorie der ästhetischen Briefe an sich selbst zu bestätigen, um in einem großen Beispiel den Beweis zu führen, daß die Bildung durch das Schöne, ernstlich und ganz ergriffen, zu der Thatkraft und Sittlichkeit endlich doch zurückführe, die sie zu untergraben drohe. Er stand neben Wolf, um das Beispiel Wolf's Lügen zu strafen. Er zeigte, daß er nicht, wie dieser, seinen Demosthenes umsonst gelesen. Er zeigte, persönlich eintretend für die Noth des Vaterlandes, daß das Alterthumsstudium thatsächlich eine Quelle jener frischen Energie sei, welche Wolf nur mit eitler Rede im Munde führte.

Ein Wunder freilich wäre es gewesen, wenn Humboldt, der Staatsmann, auf Ein Mal den theoretisch-ästhetischen Charakter seiner Bildung vergessen gemacht hätte. Durch und durch idealistisch, es ist wahr, war seine Ansicht auch von praktischem Wirken. Seine Philosophie des Handelns war, wie er sie in jenem poetischen Glaubensbekenntniß während der spanischen Reise niedergelegt hatte. Es war Kantischer Transscendentalismus. Der Punkt, von dem aus die Welt sittlich und praktisch bewegt werden könne, lag ihm, wie der, von wo aus sie theoretisch und ästhetisch ergriffen werde, in dem „Schooß des wirkenden Busens.“ Er dichtete ebenso, gerührt von der Erinnerung an das Unglück seines Vaterlandes, in Albano:

„An ehernen Gesetzen führt gekettet
Der irdischen Geschlechter Wandkreisen
Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad;
Zufrieden, wenn das hohe Ziel es rettet,
Bleibt kalt es, ob sie leiden, ob sich freuen.
Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;
Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen
Der festen Duldung und entschlossner That.
Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.“

Das ist nicht die Sprache eines Mannes, welcher ungeduldig ist, den Lauf der Dinge zu ändern und auf alle Fälle seine Hand im Spiele der Geschichte zu haben. Das Vergnügen, welches wahrhaft

praktische Naturen an der Thätigkeit als solcher, an deren Aufregung und an deren Erfolgen finden, war ihm fremd. Das Handeln hatte nicht ein primitives sondern ein secundäres Interesse für ihn: es galt ihm als etwas Accidentelles gegenüber der Stimmung und Beschaffenheit des Innern. Er war ohne jene Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, ohne jenen Durst nach Ruhm, die in der Regel die Triebfedern großer Unternehmungen sind. Er war eben, wie er sich selbst nannte, ein Idealist. Allein sein Idealismus leistete ihm einen ähnlichen Dienst wie Anderen die unmittelbare praktische Begierde. Es war kein hohler, sondern ein gediegener Idealismus; es war der Idealismus Kant's und Schiller's. Auch in ihm lebte jener ausdauernde Muth,

der früher oder später

Den Widerstand der sumpfen Welt besiegt,

— ein Muth, welcher nicht mit der romantischen Situation verfliegt, die ihn herausgefordert hat, sondern Stand hält gegen die Prosa, die ihn zu dämpfen und zu ersticken droht. Statt vordringlicher und spontaner Leidenschaft für das Große und Gute, wohnte ihm der stille und unerschütterliche Glaube an das „immer siegende Gute“ ein. Ihm stand das Wort in der Seele geschrieben, daß denjenigen alle Dinge zufallen, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachten. Frömmigkeit, in der That, war die Stimmung, mit der er dem thätigen Leben gegenüberstand, — jene heitere Frömmigkeit, wie sie dem Vertrauten der Aeschyleischen und dem Ausleger der edelsten deutschen Dichtung ziemte. „Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen,“ das war es, was er aus Hermann und Dorothea sich herausgelesen hatte; „sich mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme zu behaupten, jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht zu widerstehen,“ das war die Moral, die er dem Dichter abgelauscht, das war der Geist, in welchem er jetzt die tragischen Zustände des Vaterlandes und die Aufgabe ansah, so viel an ihm sei, zu bessern, zu helfen und zu retten.

Er nahm in diesem Sinne den ihm angetragenen Posten an, er ertrug in diesem Sinne dessen Lasten und erfüllte dessen Pflichten. Alle brieflichen Aeußerungen aus dieser Zeit sind Zeugnisse dafür. Ein schönes und gleichmäßiges Temperament liegt der Gemüths-

verfassung, die sich darin ausspricht, zu Grunde; aber unverkennbar zugleich sieht man, wie sich dieselbe an unvergänglichem Ideenstoffe nährt. „Von der Zerfallenheit der Dinge, wie Sie es nennen“ — so schreibt er an Wolf aus der Mitte seiner Königsberger Thätigkeit¹⁾ — „zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja, man kann wohl sagen gewiß, weniger als sich vor einiger Zeit besorgen ließ. Niemand kann die Zukunft enträthseln; aber ich weiß nicht, ich habe einen vielleicht Manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten; ich glaube nicht, daß uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es, daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, daß das nur schadet.“ Und wenige Tage darauf an denselben: „Man muß am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend einer Seite ein lebendiges und nützlichendes Wirken übrig bliebe.“ Nicht eben erfreulich, schreibt er später von Berlin aus an seinen Königsberger Freund Motherby,²⁾ sei seine dermalige Existenz; — und gewiß, eben jetzt mochte er dies doppelt empfinden, da ihm die entzückten Schilderungen, die er von den Seinigen aus Neapel über die Schönheit des dortigen Himmels empfing, die Erinnerung einer genußreicheren Vergangenheit in die Seele riefen; — dennoch, fügt er hinzu, ziehe ihn Eins an dieser ruhelosen Gegenwart an, — das Eine, daß dabei etwas Wohlthätiges für Andere sich ergebe. Einen Augenblick indeß hatte er doch aus seiner Thätigkeit heraus einen ruhigen Rückblick thun, einen Augenblick die langentbehrte Muße und Stille kosten dürfen. Es war am Ende des Jahres 1809, als ihn, kurz vor der Uebersiedelung des Hofes und der Regierung von Königsberg nach Berlin, der inzwischen erfolgte Tod seines Schwiegervaters zu einer Urlaubsreise nach Thüringen nöthigte, um daselbst Erbschafts- und andere Familienangelegenheiten zu ordnen. In Auleben sah er bei diesem Anlaß die Zimmer wieder, in denen er einst mit Wolf frohe Stunden in ernstem Gespräche durchlebt hatte. Er sah den Platz wieder,

1) B. 14. Juli 1809, G. W. V. 268; vergl. weiter ebendaf. S. 272 u. 276.

2) In No. 2 der Dorow'schen Facsimile's.

wo ehemals die „Tafelbibliothek“ gestanden, den Tisch, an welchem er mit seiner Frau den Homer und Herodot gelesen. Das Bild jener idyllischen Zeiten ward lebhaft vor seinem Geiste. Da, am Weihnachtsabend 1809, schrieb er an Wolf: „Es waren damals eigentlich schönere Zeiten; doch bin ich der jetzigen auch nicht abhold. Die Gegenwart ist eine große Göttin, und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heiteren Muth behandelt.“

Dieser heitere Muth, in Wahrheit, die Zuversicht auf mögliche Rettung inmitten des äußersten Verfalls, das vor Allem waren die Eigenschaften, die den Männern nicht fehlen durften, welche jetzt in Preußen am Ruder standen. Mehr als das. Nur mit dem Glauben, daß „Gedeihen aus des Busens Tiefe strömt,“ nur mit jenem Idealismus, wie ihn Humboldt in der Seele trug, war der Staat zu retten. Die Situation dieses Staates entsprach, ja sie forderte eine Gesinnung heraus, wie die, mit welcher ihr Humboldt entgegenkam.

Denn auf Zweierlei hatte seit den Tagen Friedrich's des Großen das Ansehen und die Macht Preußens beruht. Es war ein waffenmächtiger Staat und es war der Staat der Aufklärung gewesen. Es hatte mit dem Ruhm von Sparta den Ruhm von Athen vereinigt. Eine einzige Schlacht jedoch hatte die Gestalt der Dinge verändert. Die unbefiegten und gefürchteten preussischen Truppen waren gänzlich geschlagen, die Festungen waren dem Feinde ausgeliefert, die Furcht vor Preußens Schwert war gebrochen worden. Auf die Hälfte seines Areals beschränkt, physisch gebrochen, materiell erschöpft, war es darauf angewiesen, sich auf das Princip seiner ursprünglichen Gründung und auf die Kräfte des Geistes zurückzuwerfen. Es mußte sich der zweiten Basis seiner gesunkenen Bedeutung erinnern, nur aus dem Geiste heraus und durch die Mittel des Geistes konnte es sich wieder erheben. Nichts hinderte, daß Preußen noch immer der Staat der Bildung und Intelligenz, die Pflegestätte der Wissenschaft, der Heerd des Fortschritts und der Geistesfreiheit sei. Auf's Tiefste war diese Schätzung der höheren Güter des Lebens in die Bedingungen seiner Existenz verwebt. Auch ehe seine Grenzen verengt worden waren, hatte es nur durch einen Mehraufwand moralischer Mittel das, was ihm an natürlicher Stärke abging, ersetzen können. Nur mehr war man jetzt dazu aufgefordert,

diese Feder auf's Neue in Spannung zu setzen. Dies war das Einzige, was man noch in der Hand hatte, und es war zugleich dasjenige, wodurch man am sichersten sich wieder aufzurichten hoffen durfte. Es galt, wie es in einer Denkschrift des Oberpräsidenten von Vincke ausgedrückt wird, „im Innern wiederzuerobern, was dem Staate an äußerem Umfange genommen worden.“ Es galt, den Ruhm der Beförderung aller geistigen Interessen mitten in dem großen politischen und national-ökonomischen Bankerutt aufrechtzuerhalten. Es galt, die Neugründung des Staates auf dieselben Motive zu stellen, aus denen er ursprünglich erwachsen war, — auf den Geist des Protestantismus, den Geist der Selbständigkeit, der Sittlichkeit und der echt menschlichen Bildung. Es galt, alle Reformen mit diesem Princip in Verbindung zu setzen und ihnen durch die wichtigste von allen, durch die geistige und sittliche Hebung und Veredlung des Volkes Halt und Dauer zu geben.

Nichts Andres war der Grundgedanke des Mannes gewesen, an den man sich in den Tagen der Noth als an den Einzigen, welcher retten könne, zuerst gewandt hatte. Das praktische Genie Stein's hatte sich kein anderes Ziel gesteckt als jenes idealistische der Wiedergeburt des Staates aus dem Geiste. Allen Maasregeln seiner einjährigen Wirksamkeit hatte diese Eine Idee zu Grunde gelegen. Mit praktischem Blick und mit durchgreifender Energie hatte er sie in die untersten Fundamente des Staats- und Nationallebens hineingearbeitet. Von den geistigsten und höchsten Motiven durchdrungen hatte er die größte Arbeit verrichtet. Die Philosophie der französischen Revolution hatte er durch den Geist der gesündesten Sittlichkeit geläutert; ihre Freiheitsidee hatte er germanisirt und praktisch consolidirt. Auf den Geist der Selbstachtung und der Selbständigkeit der einzelnen Glieder des Staats hatte er die Hoffnung auf die Wiederbefreiung des Ganzen gegründet. Durch die Befreiung des Eigenthums und durch Mündigerklärung der Städte hatte er den ersten großen Schritt gethan, um die lebendigen Kräfte der Freiheit und der Sittlichkeit in der Nation zu entbinden, zu steigern und für das Vaterland in Wirkung zu setzen. Er war gezwungen worden, seinen Wirkungskreis zu verlassen, ehe noch diese Grundlagen ausgebaut waren; allein sein politisches Testament hatte in wenigen scharfen Linien die Schritte vorgezeichnet, die zur Durchführung der

großen friedlichen Umwälzung noch übrig seien. Die Beseitigung aller noch stehen gebliebenen Reste des Mittelalters, die Annäherung der bisher getrennten Stände, die Einführung allgemeiner Wehrpflicht, die Vollendung des Systems der Selbstregierung durch Einführung einer allgemeinen Nationalrepräsentation, die Sorge endlich für die Erziehung, namentlich des heranwachsenden Geschlechtes, — das waren die Aufgaben, die er scheidend seinen Freunden an's Herz gelegt hatte.

Der Sinn dieser Aufgaben, der Sinn von Stein's Wirken war der Sinn Humboldt's. Mit kräftiger Hand, mit praktischer Einsicht und Umsicht hatte jener verwirklicht und formulirt, was dieser längst, theils als seine Ueberzeugung bekannt, theils in eine idealistische Doctrin gebracht hatte. In demselben Maaße zunächst wie Stein huldigte auch er dem guten Geiste der französischen Revolution. Er hatte einen echt deutschen Abscheu gegen die Gallicismen derselben gefaßt. Er hatte sich erzürnt über die „Entweihung der göttlichen Freiheit“ und über die Feigheit, die „beim halben Beginnen“ das mit Blut Erkaufte wieder aufgibt. Er hatte vor Allem und hatte von vorn herein den Aberwitz der Vernunft verurtheilt, im Zerwürfniß mit der Geschichte, aus ihren eigenen und alleinigen Mitteln einen Idealstaat herzustellen. Aber berechtigt hatte ihn darum nicht weniger der Kampf gegen den Wust der Vergangenheit und gegen den „türkischen Wahn“ des Despotismus geschienen. Göttlich war ihm darum nicht weniger die Freiheit geblieben, weil er sah, wie sie „mit Unbedacht gepflanzt ward, wo sie der Boden nicht trug.“ Auf dem Schauplatz so vieler durch die Revolution angelegter Verwüstungen hatte er den Glauben nicht fahren lassen, mit welchem er gleich anfangs die große Begebenheit begrüßt hatte, — den Glauben, daß die wohlthätigen Wirkungen derselben nicht auf die Gegenwart und auf die Grenzen Frankreich's beschränkt bleiben würden, den Glauben, daß „nicht darum Alles sich bewege und umkehre, um Alles auf Ein Mal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit besser zu gestalten.“ Durch den Geist der Aufklärung, durch den Geist des Alterthums, durch den Humanismus vor Allem, der seinen philosophischen Ueberzeugungen wie seinen poetischen Neigungen zu Grundlage lag, war er unumgänglich auf die Seite der Freiheit und des Fort-

schritts gestellt. Niemals hätte er den tollkühnen Schritt seines Forster gebilligt; aber schwerlich auch das Xenion gebilligt, welches dem Unglück des Mannes den Spott zugesellte. Etwas zu schroff fand er den Demokratismus, welchen Kant hin und wieder in seiner Schrift vom ewigen Frieden blicken ließ; aber Kant's Rechtsansichten waren im Wesentlichen doch die seinigen, und die Rede von der natürlichen Gleichheit aller Menschen, von gewissen unveräußerlichen Rechten des Menschen und des Bürgers galt ihm nicht als eine Thorheit. Er war wie Stein der Ansicht, daß man die französische Revolution bekämpfen müsse, indem man alle ihre berechtigten Forderungen auf dem Wege der Reform verwirkliche; er war wie Stein, wie der damalige Stein, von so demokratischer Gesinnung, daß er die Nivellirung der Stände für eine Pflicht der Humanität und für ein Mittel zur Erweckung des Patriotismus hielt. Um den Adel zu reformiren, wäre schon Stein gegen alle exclusiv adlichen Bildungsanstalten gewesen. Er hatte in der That die Idee gehabt, die Liegnitzer Ritterakademie z. B. „ad saniora zu verwenden.“¹⁾ Gerade dies Institut faßte in demselben Sinn der nunmehrige Leiter des öffentlichen Unterrichts in's Auge. Es war seine Absicht, daraus eine höhere, zur Universität vorbereitende Lehranstalt zu machen, zugleich, wenn möglich, eine landwirthschaftliche Specialschule damit zu verbinden. Die betreffenden Entwürfe und Verhandlungen von Humboldt's Hand liegen uns theilweise vor.²⁾ Sie zeigen deutlich den conservativen Demokratismus des Mannes; zeigen — wie sich Knebel vornehm, aber treffend gegen Göthe über die Humboldt'sche Wirksamkeit ausdrückte³⁾ — daß er in gewissen Punkten sich nicht scheute, „bis an den gemeinen Aufklärungssinn heranzugehn.“ Denn auf das Bestimmteste erklärte er sich gegen das specifisch-Ritterliche dieser Ritterakademie und gegen den Junkerzopf, demzufolge der Stallmeister die Hauptperson der Anstalt war. Immerhin soll, der ursprünglichen Stiftung gemäß, der Adel der Provinz für Benutzung der Akademie den Vor-

1) Scheffner an Stein, bei Perz II. 418.

2) Brief Humboldt's an den Breslauer Gymnasialprofessor Reiche vom 4. Juni 1809; mitgetheilt von Guhrauer in den Blättern für literarische Unterhaltung 1847 No. 120, und „Ueber die Liegnitzer Ritterakademie,“ G. W. V. 344 ff.

3) Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel I. 367.

tritt haben, aber nicht nur soll den Bürgerlichen der Zutritt nicht verschlossen sein, sondern verworfen wird, was die Hauptsache ist, vor Allem das aristokratische Princip der Anstalt. Recht aufklärerisch-nüchtern, ganz nackt und kategorisch erklärt der preussische Unterrichtschef, „daß die Spuren des ehemaligen Vorurtheils, daß eine adliche Erziehung von einer anderen verschieden sein müsse, vertilgt werden müßten.“

Aber noch weiter ging, noch echter und tiefer war sein Demokratismus. Nun war die Zeit gekommen, wo die Grundüberzeugung seines Lebens von dem einzigen Werthe des Individuellen und der individuellen Freiheit sich praktisch bewähren konnte. Eine Zeit war das zugleich, in welcher die allgemeine Noth und das Bedürfniß des Zusammenhaltens die Theorie des Individualismus auf ihr richtiges Maaß beschränken mußte. Zum staatsmännischen Handeln berufen, nach Stein und in einem Momente berufen, wo der Staat augenscheinlich nicht ein nothwendiges Uebel, sondern zugleich das Nothwendigste und zugleich der einzige Ort der Rettung war, so mußte Humboldt wohl das abstracte Rechenexempel seiner politischen Jugendschrift einer Revision unterwerfen. An der factischen Lage der Dinge und an dem großen Vorgang der Stein'schen Wirksamkeit konnte er sich über die Wahrheit wie über die Irrthümer seiner ehemaligen Theorie orientiren. Die Grundvoraussetzung dieser Theorie mußte er festhalten; von den extremen Folgerungen, die er gezogen, mußte er zurücklenken. Nun erst recht mußte er dem bürokratischen Mechanismus feind sein, nun erst recht auf das Princip der individuellen Selbstthätigkeit zurückgreifen. Aber der Zweck, die Einzelnen vom Staat frei zu machen, mußte sich ihm nun in den anderen verwandeln, sie im Staat und für den Staat frei zu machen. Der Staat, vor dessen Uebergreifen er ehemals die Einzelnen hatte sichern wollen, existirte nicht mehr; es galt die Herstellung eines solchen, der ganz zusammenfiel mit dem, was er einst den „Nationalverein“ genannt hatte. Ohne sich selbst im Mindesten untreu zu werden, konnte und mußte er durchaus in die Principien Stein's einlenken. Seine jugendlichen Ideen von den Grenzen der Staatswirksamkeit mußten umschlagen in das Stein'sche System, die Nation durch Selbstregierung am Staate Theil nehmen zu lassen und das Gefühl patriotischer Verpflichtung durch Erweiterung staatlicher Be-

rechtigung zu erhöhen. In den Schranken seiner speciellen Aufgabe war sein Handeln durchaus in Harmonie mit diesem System. Im Zusammenhang mit der neuen Städteordnung und deren „wohlthätigem Zweck“ will er in der einen seiner Denkschriften für Verbesserung der mit den Stadt-Obrikeiten verbundenen Musik Sorge getragen wissen. In einer anderen Denkschrift — dem Antrag auf Gründung der Berliner Universität — erklärt er, daß es für die Section des öffentlichen Unterrichts ein Hauptgrundsatz sei, es nach und nach dahin zu bringen, daß das gesammte Schul- und Erziehungswesen sich durch eignes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte. Denn die Nation — so motivirt er diesen Grundsatz — „nimmt mehr Antheil an dem Schulwesen, wenn es auch in pecuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigenthum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation thätig mitwirkt.“¹⁾

Eben Humboldt's specielle Aufgabe aber, die Leitung des Unterrichts und der Erziehung, war auch an sich ein Glied jenes allgemeinen Systems, welches die Wiedereroberung der Selbständigkeit des Staats auf die Selbständigkeit seiner Bürger gründen wollte. Ein Erziehungssystem war die ganze beabsichtigte Regeneration der preussischen Monarchie; nur die Spitze dieses umfassenden Planes sollte die Reform der Erziehung der Jugend bilden. In diesem Sinne hatte Vincke die Neuorganisation des Schul- und Kirchenwesens gefordert, ja diese Fürsorge für die geistigen Interessen der Nation geradezu als die Hauptsache bezeichnet, ohne welche alle andern Reformbestrebungen in sich zerfallen müßten.²⁾ Neubelebung des religiösen Sinns im Volke und geistig-sittliche Bildung der Heranwachsenden hatte ebenso das Stein'sche Testament als die Bedingungen genannt, unter denen allein alle sonstigen Einrichtungen ihren Zweck erreichen könnten. Auch der österreichischen Regierung empfahl weiterhin Stein in einer in Brünn von ihm aufgesetzten Denkschrift nachdrücklich und mit Hinweis auf Preußen die Sorge für

1) „Ueber geistliche Musik,“ G. W. V. 319 ff.; das. S. 321, und „Antrag zur Gründung der Universität in Berlin,“ a. a. D. S. 325 ff.; das. S. 330.

2) Bodelschwingh, Leben Vincke's I. 387. 427.

das Erziehungs- und Unterrichtswesen.¹⁾ Humboldt leistete, was die Winke und Stein gefordert hatten. In der Einen, ihm zugefallenen Sphäre wenigstens wurde in Preußen auf dem Wege fortgeschritten, den jene bezeichnet und angebahnt hatten. Bei allem Tadel, welchen mit Recht die Freunde Stein's gegen dessen Nachfolger richteten, ward dem von Humboldt verwalteten Departement mit Recht das Lob gezollt, daß in ihm allein der Stein'sche Geist lebendig und die Stein'schen Intentionen mächtig seien. Es war nur der Widerhall dieser anerkennenden Stimmen, wenn der Verbannte selbst dem preussischen Unterrichtschef wiederholt das Zeugniß ausstellte, daß er durch Geist und Charakter sich vorzugsweise für seine Stellung eigne, daß er diese Eigenschaften mit ruhmvoller Treue in seinem Wirkungskreise brauche, und daß der wohlthätigste Einfluß auf die deutsche Nation nicht ausbleiben könne, sobald auch in Oesterreich ein Mann wie Humboldt mit der Leitung des Erziehungswesens betraut würde, um mit diesem zu gleichem Ziele zusammenzuwirken.²⁾

Am wichtigsten vielleicht, am sichtbarsten und unmittelbarsten eingreifend in die politischen Maaßregeln zur Regeneration des Staates war die Sorge für das Elementar-erziehungswesen. Hier am meisten ließ sich dem Volksleben an die Wurzel greifen. Hier gerade gab es einen Punkt, wo die Politik und die Pädagogik sich ungesucht begegneten. Dem politischen Principe der Erweckung der Selbstthätigkeit nämlich kam eben damals eine neue Unterrichtsmethode zu Hülfe. Pestalozzi hatte die Gedanken des Amos Comenius von Neuem aufgenommen. Im Gegensatz zu der einseitigen intellectuellen und literarischen Bildung des Zeitalters sollte nach Pestalozzi die Erziehung der neuen Generation die Erweckung der Grundkräfte des menschlichen Wesens sich als Aufgabe stellen. Selbst dabei sein sollte der Mensch bei allem Lernen. Nicht blos verbunden sollte die Erziehung mit dem Lernen, sondern das Lernen sollte selbst schon Erziehung sein. Von innen heraus, nicht von außen her sollte das Kind gebildet werden. Alle Unterweisung sollte den

1) Berk, Leben Stein's II. 423 ff.

2) Spalding an Stein, bei Berk II. 406; Winke an Stein, bei Bodelschwingh I. 465; Stein's Denkschrift, bei Berk II. 432.

ewigen Gesetzen unterworfen werden, nach welchen der menschliche Geist, seiner eigenen Natur überlassen, sich von der sinnlichen Anschauung zu deutlichen Begriffen erhebe. Der Geist dieser neuen Pädagogik, welche den Schaden der modernen Bildung so richtig bezeichnete und im Ganzen so treffliche Grundsätze, so würdige Ziele der Reform aufstellte, ward mit Lebhaftigkeit von Allen willkommen geheißen, welche das Elend der Gegenwart tief empfanden und ihre Hoffnung auf die Zukunft setzten. Fichte forderte eine Neubildung der ganzen Nation: er erkannte mit Recht in der Pestalozzi'schen Pädagogik den Geist seiner Philosophie wieder und wies auf sie seine Zeitgenossen hin. Mit gleichem Rechte aber erkannte auch Stein in der Pestalozzi'schen Methode, die „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert, und den Hang zum Leben im Genuß mindert, und ihm entgegenwirkt“ — er fand in dieser Methode den Geist seiner Politik wieder, erblickte wie Fichte in ihr einen Verbündeten für den Zweck der Befreiung des Vaterlandes. Mit Fichte und Stein, aus den gleichen, philosophischen und politischen Gesichtspunkten, faßte Humboldt für die neue Methode Interesse. Bereits vor seinem Eintritt in's Ministerium hatte man Einleitungen zu einer Reform des Elementarschulwesens nach Pestalozzi'schen Grundsätzen getroffen. Ein Pestalozzi'sches Normalinstitut sollte von einem Schüler des wackeren Schweizers, von Zeller, in Königsberg gegründet werden. Humboldt war es, welcher dem talentvollen Pädagogen Raum und Freiheit für seine Thätigkeit schaffte. Wiederholte Besuche des Instituts befreundeten ihn immer mehr mit einer Sache, welche nicht blos den Staatsmann, sondern auch den Menschenergründer und Philosophen, ja selbst den Sprachforscher anziehen mußte. In der That, nicht blos „als Glanzpartie und des Aufsehens wegen,“ wie Scheffner an Stein schreibt, sondern aus lebendigstem Interesse und aus innigster Ueberzeugung betrieb er die Angelegenheit.¹⁾ Er übergab seinen eigenen Sohn, den er aus Italien mit sich genommen, einer Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt. Ja, so sehr beschäftigte ihn die neue Lösung des

1) Siehe Schlesier's auf Mittheilungen von Zeller beruhende Angaben II. 164 ff.; dazu Scheffner an Stein, bei Pertz II. 418. 419.

pädagogischen Problems, daß er noch später, während der Arbeiten des Wiener Congresses, die Methode zu studiren und zu erproben Zeit fand.¹⁾

Aber es handelte sich nicht minder um die Hebung des höheren Unterrichts. Wenn im Einverständniß mit den materiellen Erleichterungen, welche die neue preussische Politik den unteren Ständen zu gewähren bemüht gewesen, die Nation auch geistig vor Allem von unten herauf gehoben werden mußte, so lag es doch im Geiste dieser Politik und im Geiste zumal ihres am meisten ideellen Theils, daß die Erziehungs- und Bildungsanstreben gleichzeitig von oben her in Bewegung gesetzt würden. Wie sollte Vaterlandsliebe und Gesinnungstüchtigkeit in den niederen Schichten der Gesellschaft bestehen, wenn nicht diejenigen mit gutem Beispiele vorangingen, die im Verkehr mit den Wissenschaften ihr inneres Leben mit den Ideen des Guten und Wahren zu nähren die beständige Gelegenheit haben? Und wie, wiederum, sollte das Feuer nicht zünden, das dem Tempel der Wissenschaft entnommen wäre, wie die Begeisterung nicht durchdringen, die mit der überlegenen Macht der Bildung verbündet wäre? Es handelte sich um die Verbesserung der Gelehrten-Schulen, um die Pflege der Universitäten, um die Begünstigung des wissenschaftlichen Studiums überhaupt. Von F. A. Wolf mannigfach berathen,²⁾ von Säuern redlich unterstützt, suchte Humboldt das Ziel des Gymnasialunterrichts höher als bisher zu stecken, legte er den Grund zu der nachmaligen Blüthe dieser Anstalten in Preußen. Er faßte vor Allem die Universitäten als die höchsten Sitze und Ausgangspunkte des wissenschaftlichen Geistes, die Bildungsstätten der Lehrer und Beamten des Staates, die Mittelpunkte literarischen Einflusses in's Auge. Er gab auf der einen Seite durch Aufhebung der früheren beschränkenden Bestimmung den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten frei.³⁾ Er sorgte auf der anderen Seite mit größerer Liberalität, als die Umstände es zu gestatten schienen, für die möglichst würdige Besetzung und Ausstattung der inländischen Universitäten. Königsberg vor Allem, auch Frankfurt hatte sich seiner

1) Barchagen, Denkwürdigkeiten IV. 296.

2) Wolf an die Section des öffentlichen Unterrichts, bei Körte, Leben und Studien Wolf's II. 50. Humboldt an Wolf, G. W. V. 274.

3) Erlaß vom 28. April 1810.

Zürsorge zu erfreuen. Als das größte Denkmal aber seiner Wirksamkeit und als das echteste Zeugniß für den Geist, in welchem er seine Aufgabe faßte, steht die Berliner Universität da. Die Gründung derselben ist ganz und allein das Werk Humboldt's.¹⁾

Nicht neu zwar war der Gedanke, das Lehrmaterial, welches sich in Bibliotheken, Sammlungen und anderen Anstalten in der Hauptstadt befand, zur Grundlage einer allgemeinen, mit der Akademie der Wissenschaften in Zusammenhang zu bringenden Lehranstalt zu machen. Schon vor dem Kriege hatte Beyme den Plan einer solchen Schöpfung mit Engel besprochen. Der Verlust der Universität Halle hatte sodann zur Wiederaufnahme dieses Planes geführt. Männer wie Wolf und Schleiermacher hatten sich eifrig für denselben verwandt, und Beyme erklärte die Realisirung desselben nunmehr für eine Sache der ersten Nothwendigkeit. Durch Beyme war der Erlaß einer Cabinetsordre von dem Könige erwirkt worden, welche bereits unter dem 4. September 1807 die Errichtung einer höheren Lehranstalt in Berlin genehmigte. Humboldt's war das Verdienst, das auf diese Weise Eingeleitete zum Ziele zu führen. Nachdem er das Unternehmen hinreichend vorbereitet, namentlich um die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte sich umgethan, richtete er in Königsberg unter dem 10. Juli 1809²⁾ den formulirten Antrag zur Gründung der Universität in Berlin an den König. Denn den Charakter einer Universität, mit allen Rechten und Attributen einer solchen, mußte nach ihm die neue Anstalt nothwendig besitzen. Aber, gereinigt von den Mißbräuchen und Unvollkommenheiten anderer Universitäten, sollte sie eine Muster-Universität sein. Sie sollte noch mehr sein. Denn mit der Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie mit allen in Berlin bereits vorhandenen wissenschaftlichen Instituten sollte sie dergestalt zu einem organischen Ganzen verbunden werden, daß jeder Theil zwar bis auf einen gewissen Grad selbstständig bliebe, aber

1) „Diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen“ Humboldt an Motherby, bei Dorow, a. a. O.

2) So nach der Ueberschrift des in den G. W. V. 324 ff. mitgetheilten Antrags. Bei Dieterici, geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preussischen Staate (S. 62. 63) ist der 12. Mai als Datum angegeben.

doch gemeinschaftlich mit den anderen zu Einem höchsten Zwecke zusammenwirke. Eine Anstalt sollte auf diese Weise erwachsen, welche Alles, was zur höheren Wissenschaft und Kunst gehöre, wie in einen Brennpunkt vereinige. Gerade deshalb sollte sie sich am Sitze der Regierung befinden, um so zugleich mit dieser im wohlthätigsten Wechseleinfluß zu stehen. In der That: das hieß dem Gedanken der Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung, dem Gedanken, daß die Kraft Preußens in der Kraft der Intelligenz ruhe, einen entscheidenden und imposanten Ausdruck geben. Die heutige Generation weiß nur noch durch Hörensagen von dem Nothstande der damaligen Jahre. Eine unerschwingliche Kriegsteuer lastete auf dem Lande. Die Felder des Landmanns waren zertreten oder lagen unbebaut. Grund und Boden war entwerthet. Die Preise aller Lebensmittel standen ungeheuer hoch, das courante Geld stand tief unter seinem Nennwerth. Auf Opfer, auf Entbehrungen und Einschränkungen war der Staat, war vom König bis zum letzten Unterthan herab jeder Einzelne angewiesen. War es eine Caprice der Vornehmheit, gerade in diesem Momente einen unermesslichen Aufwand für die Realisirung der Idee zu machen, daß in Preußen eine wissenschaftliche Lehranstalt entstände, die nicht ihres Gleichen hätte, und daß die Hauptstadt des Landes zur Metropole der Intelligenz würde? Ein Gedanke vielmehr war es, so echt preussisch und so heroisch wie nachmals die Thaten preussischer Männer und Jünglinge auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges. Nicht vornehmer war dieser Gedanke, als es der Glaube an die Macht der Bildung und der Wissenschaft überhaupt ist. Er war gleich gemeinnützig und populär wie die Maaßregeln Stein's und Scharnhorst's, wie die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Einführung des Systems allgemeiner Wehrpflichtigkeit. Nicht eine Luxus-einrichtung, sondern eine Maaßregel der Sparsamkeit war es. Wenn Humboldt die Armuth des Staates zu einer schweren Steuer für die Wissenschaft und für die anständigste Ausstattung einer neuen Hochschule heranzog, so wußte er, daß auf den Geist speculiren eine gute Speculation sei. Er sah voraus, daß unter dem Panier der Wissenschaft der Muth und die Gesinnung sich wiederfinden werde, das eigne Leben freudig für des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu verschwenden, sah voraus, daß aus den Hörsälen der Fichte und

Schleiermacher eine Schaar hervorgehen würde, bereit, mit ihrem Blute dem Vaterlande zurückzuzahlen, was sie geistig demselben verdanke. „Aus des Busens Tiefe strömt Gedeihn:“ — ganz auf diesem Glauben stand Humboldt's neue Schöpfung. Denn er hatte diese, und hatte noch weitere, noch staatsmännischere Gesichtspunkte in seine Rechnung aufgenommen. Auch sogleich und unmittelbar schon sollte sich der Aufwand bezahlt machen, den Preußen auf die Errichtung einer solchen Bildungsanstalt verwende. Bezahlt machen durch den moralischen Einfluß, den es nur so auf ganz Deutschland auszuüben fortfahren könne; bezahlt machen durch das Vertrauen, die Hoffnung und die Hilfswilligkeit, die sich in Folge dessen für Preußen auch in den nicht-preussischen Staaten entwickeln werde. Gerade auf dieses Motiv legt der Humboldt'sche „Antrag“ das Hauptgewicht. Denn auf's Neue, so lauten die Worte dieses Actenstücks, würden Sich Eure Königliche Majestät dadurch „Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das Festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen.“ Solchen Erwägungen war Friedrich Wilhelm III. hochherzig genug beizupflichten. Durch Cabinetsordre vom 16. August 1809 ertheilte er dem Unternehmen seine definitive Genehmigung. Humboldt verdoppelte seine Bemühungen, die Sache in's Werk zu richten. Ueberallhin schaute er nach Männern aus, die in jedem Sinn der neuen Anstalt Ehre machen und deren Zweck verstehen und fördern könnten. Mit Wolf insbesondere verhandelte er diese Personenfragen, und Spuren wenigstens von der Umsicht seiner Wahl und von der treffenden Schärfe seines Urtheils liegen in den stehengebliebenen Stellen seines Briefwechsels mit diesem vor. Preussische und außerpreussische Gelehrte wurden für „die Berliner Weisheitszellen“ geworben. Männer wie Fichte und Schleiermacher, wie Wolf und Böckh, wie Keil und Savigny standen mit einer Reihe andrer ebenbürtiger Namen gleich in dem ersten Lectionsverzeichnis. Es war ein glänzender Anfang voll Verheißung, ein Sporn und eine Mahnung für die Zukunft.

Der Plan der neuen Universität war ein genauer Ausdruck der allgemeinen idealistischen Ansicht Humboldt's. In der Ausführung bewährte sich die Gediegenheit und der Universalismus seiner Bildung. Er entnahm das Pathos seiner Wirksamkeit dem Innersten seiner Gesinnung: er drückte dem Gehalt derselben den Stempel derjenigen Geistesreise auf, die er sich selbst erworben hatte. Bildung war das Motto seines bisherigen Lebens gewesen: Preußen als den Staat der Bildung zu fassen, war das Motto seiner nunmehrigen Thätigkeit. Er hatte bis dahin an sich selbst die Kunst der Bildung geübt: er übte sie jetzt an dem Körper des preussischen Staates. So war der Sinn; ebenso war der Inhalt seines Wirkens als Leiter des öffentlichen Unterrichts. Er führte die erworbene Selbstbildung in die Bildung seines Volkes über: er faßte die Bildung, die er hier zu pflanzen und zu pflegen übernommen hatte, in derselben Weise und nach demselben Maaßstabe, wie er seine eigne gefaßt hatte.

Der Charakter von Humboldt's individuellem Bildungsideal war der humanistische. Sich allseitig und harmonisch zu edlerer Menschlichkeit zu bilden, das war die Formel seines Strebens gewesen, zu der die Bildungseinflüsse des Zeitalters mit dem, was in seinem Wesen selbst angelegt war, zusammengewirkt hatten. Er kannte kein anderes Ideal und keine andere Formel auch für die Erziehung seines Volkes. Die Section des öffentlichen Unterrichts — so spricht er sich in einem seiner amtlichen Entwürfe über die Bestimmung dieser Behörde aus — hat die Beförderung der allgemeinen Bildung in's Auge zu fassen, sie hat dafür zu sorgen, „daß die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äußeren Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten allgemein menschlichen in Einen Brennpunkt sammle.“ Fern also liegt ihm jene rohe Nützlichkeitsansicht, welche, gegen Bildung gleichgültig, nur das Wissen, auch das Wissen nicht um seiner selbst, sondern um des praktischen Ertrages willen schätzt. Fern liegt ihm die Tendenz der Begünstigung des Fachwissens, die Abriechung an Stelle der Erziehung. Er ist nicht der Meinung, daß in Sachen der Bildung der kürzeste und billigste Weg der beste sei. Er hält nicht dafür, daß derjenige am treuesten und tüchtigsten in seinem Beruf sei, der so wenig wie möglich über denselben hin-

auszusehn vermögen. Er steht, wie gegen die utilistische, so gegen die materialistische Richtung. Schon damals, ohne Zweifel, erkannte er die Gefahr, die dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit von Seiten des Uebergewichts der Naturwissenschaften drohe, sah er voraus, daß der Hochmuth des Erfahrungswissens zur Verachtung derjenigen Lebens- und Wissensmotive führen könne, die als die letzten und tiefsten den Fortschritt auch der echten Naturerkenntniß bedingen. Er ging in dieser Beziehung vielleicht sogar weiter, als sich mit einer richtigen Schätzung des Werthes der Naturwissenschaft vertragen dürfte. Die wissenschaftliche Deputation, die er innerhalb der Section des öffentlichen Unterrichts schuf, sollte zu ihren ordentlichen Mitgliedern ausschließlich Männer zählen, die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium widmeten. Die eigentliche Naturwissenschaft blieb so gut wie die Theologie unvertreten. Die Wissenschaft, als solche, war Humboldt's Meinung, sei vollkommen durch jene Fächer umschlossen; gerade nur sie, meint er, sind im Besitz der Form, „durch welche alle einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können, und ohne welche keine auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wahre intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist fruchtbar werden kann.“¹⁾ Wohlgemerkt; wie hätte der Bruder Alexander's von Humboldt der wissenschaftlich betriebenen Naturforschung abgeneigt sein können? Er hatte selbst lange Zeit hindurch naturhistorischen Dingen eine beiläufige Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte noch während seiner Thüringer Urlaubsreise zu Anfang des Jahres 1810 sich von Göthe dessen Farbenlehre vorlegen lassen.²⁾ Er hatte bei der Besetzung seiner neuen Universität das naturwissenschaftliche Fach nichts weniger als stiefmütterlich behandelt. Nur als die Pflegerin und Wächterin des wissenschaftlichen Geistes konnte er die Naturwissenschaft nicht betrachten. Er erkannte mit Recht, daß gerade sie am meisten unter die Obhut der den sittlichen und rein intellectuellen Interessen des Menschen näher gelegenen Disciplinen gestellt werden müsse, wenn sie nicht zu geist-

1) „Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts.“ G. W. V. 333 ff., daselbst S. 334.

2) Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel I. 364. 367.

verachtendem Materialismus und zu ideenloser Empirie entarten solle. Er erblickte mit Recht in der Isolirung des Realwissens von dem Studium der Humaniora eine Einseitigkeit, die durch allen Nutzen, den sie mit sich bringe, nicht für die Zerstörung des Geistes der Humanität entschädigen könne. Es war aus diesem Grunde, daß er sich gegen die Errichtung abgezonderter Realschulen und gegen die Verbannung der alten Sprachen vom Unterricht an derartigen Instituten erklärte. Nicht durch eine geringere, sondern durch eine größere Zahl von Lehrgegenständen, durch eine Verlängerung ebendeshalb des ganzen Lehrcurfus sollten sich nach seiner Ansicht Realinstitute auszeichnen.¹⁾

Den Ansprüchen und Einflüssen der Naturwissenschaft ein ideelles Gegengewicht zu geben, bietet sich freilich noch ein anderer Standpunkt dar. Man hat vor Alters und man hat neuerdings die Theologie für diejenige Macht gehalten, die am geeignetsten sei, jene zuchtloseste und keckste aller Wissenschaften in Zaum zu halten. Das Kindische eines Einfalles, der nach seinem eigentlichen Sinne dem Zeitalter der Scholastik angehört, hat sich hinter den Schein geistreicher Anschauungen zu verstecken, und in den Schutz theils der Autorität, theils der Frechheit zu flüchten versucht. Man hat mit pfäffischer Unverschämtheit den Primat der Dogmatik über die Wissenschaft unter der Formel der nothwendigen Umkehr der Wissenschaft gefordert. Man kämpft auf diese Weise, es ist wahr, gegen den schlechten Materialismus und Utilismus der Zeit und gewisser wissenschaftlicher Richtungen der Zeit. Aber nicht anders leider, als mit den verrosteten Waffen eines gleich schlechten Idealismus — mit dem phantastischen Idealismus des theologisch-dogmatischen Systems. Man tritt zugleich, ebendeshalb, in Gegensatz gegen die Wissenschaft als solche und gegen denjenigen Idealismus, der das freie Product des Gewissens und der gesunden Vernunft ist. Mit der utilistischen Richtung zugleich tritt man der humanistischen in den Weg, und an die Stelle freier und echt menschlicher Bildung sucht man eine Glaubens- und Knechtschaftsbildung zu setzen, die zuletzt auf gemeinere Zwecke ausläuft, als die materialistische Bildung des Zeitgeistes.

Diesem theologischen Wesen nun lag die Bildung und die Bil-

1) Humboldt an Reiche. Blätter für liter. Unterhaltung 1847 No. 120.

dungsansicht des Mannes, der die geistige Wiedergeburt Preußens mit vollziehen half, ganz so diametral gegenüber wie dem einseitig realistischen Wesen. Auch hierin blieb seine praktische Wirksamkeit durchaus dem Humanismus seiner eignen Bildung und den Ideen seiner Jugend treu. Seine eigne Religion war noch immer, was die Theologen Heidenthum nennen würden. Seine Frömmigkeit war noch immer eine etwas aparte und aristokratische Frömmigkeit. Er stand nicht auf dem Boden des christlichen Dogma's und er hatte für seine Person nicht das Bedürfnis kirchlicher Gemeinerbauung. Selbst diejenigen Männer, die seinem Wirken übrigens allen Beifall zollten, vermiften an ihm die „religiöse Gemüthlichkeit,“ die in Zeitlagen, wie die damaligen, demjenigen unerläßlich sei, der auf die Masse der Nation zu wirken berufen sei. Unsere Meinung weicht wenig von der Meinung dieser Männer ab. Es scheint uns ein Vorzug, den die Stein und Bincke vor Humboldt voraus hatten, daß sie in religiösen Dingen dem schlichten Bedürfnis und dem populären Bewußtsein näher standen. Ihr Wirken hatte damit einen Schwung, welcher demjenigen unmittelbarer verwandt war, den es in der Menge zu erwecken galt. Sie konnten ohne Dolmetscher zu dem Herzen des Volkes reden; sie hatten einen Hebel mehr in Bewegung zu setzen; sie konnten ihren Einfluß tiefer und inniger gründen. Aber wir sind völlig der Meinung, welche Spalding gegen Stein äußerte: „daß mit so viel Geist und Gründlichkeit des Charakters Ein Unfrommer nützlicher werden kann, als tausend Eiferer mit Unverstand.“ Wir wissen überdies, was es mit der Unfrömmigkeit des Mannes für eine Bewandniß hatte. Er war für sich und in seiner Weise so fromm wie die Frömmsten. Er besaß in jener antiken Seelenfassung, in seiner philosophischen Denkweise und seiner humanistischen Philosophie einen vollen Ersatz für den christlich-religiösen Sinn der Anderen. Je höher und vielleicht einsamer er über dem Glauben der Menge stand, desto sicherer war er im Stande, denselben anzuerkennen, ihm gerecht zu werden, ihn frei gewähren zu lassen. Da seine eigne Religion nichts Anderes war als tiefempfundener Humanismus und Idealismus, so achtete er auf's Innigste die humane und ideale Seite an den religiösen Ueberzeugungen und dem kirchlichen Leben des Volkes. Er redete zwar nicht die Sprache der Menge; wohl aber besaß er in der seinigen den Schlüssel

zu dem Verständniß derselben. Er handelte jetzt wie er in seiner Jugendschrift geredet und wie er beim Anblick der Kreuze auf dem Montserrat gedacht hatte. In der Religion des Volkes erblickte er den Idealismus, der für Alle ist. Er sah, wie er sich in dem Entwurf einer seiner Denkschriften darüber ausdrückt, die Bedeutung der Religion darin, daß sie und nur sie diejenige Angelegenheit sei, „welche alle Glieder der Nation ohne Ausnahme tief und ernsthaft beschäftigt und gleich nahe den Gefühlen verwandt ist, die sie durch Familie und Vaterland an die Welt, als mit denen, die sie durch ihr Gemüth an etwas Ueberirdisches knüpfen.“ Er sah den Zweck des Gottesdienstes darin, daß derselbe „alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft vereinigt.“¹⁾ Von diesen Gesichtspunkten geleitet konnte der Mann, der seiner eigenen Erbauung wegen niemals die Schwelle einer Kirchthür überschritten hätte, von ganzem Herzen für die Hebung und Beredlung des öffentlichen Gottesdienstes Sorge tragen. Von diesen Gesichtspunkten aus konnte er redlich mit einem so frommen und frommen Manne wie Nicolovius zusammenwirken. Unter Humboldt's Oberleitung leitete dieser die geistliche Abtheilung des Humboldt'schen Departements, wie Humboldt selbst die Unterrichtsabtheilung. Er ließ dem Manne, der sich ausdrücklich die Aufgabe gestellt hatte, das Volk zu religiösem Glauben wiederzuerwecken, vollkommen freie Hand. Er wachte nur darüber, daß ihre beiderseitige Thätigkeit eng ineinandergreife und daß Ein Geist der Freiheit ihre beiderseitigen Bestrebungen verbinde.

Hatte aber in der Richtung auf die religiösen Angelegenheiten die Humboldt'sche Thätigkeit eine allgemein humanistische Färbung, so war dagegen sein Humanismus und sein auf diesen gebautes pädagogisches Wirken nicht ohne eine andere specifische und bis auf einen gewissen Grad fremdartige Färbung. Der Mann, der den besten Theil seines Lebens mit den Alten und mit denjenigen zugebracht hatte, die in Wissenschaft, Kunst und Dichtung den Geist des Alterthums unter uns wieder wachzurufen unternommen hatten, mußte auch für die jetzt erstrebte sittlich-patriotische Aufklärung der Nation, den Aestheticismus und das Hellenenthum als die edelste Un-

1) S. die gestrichenen Stellen des Aufsatzes: Ueber geistliche Musik V. 319 ff. daselbst S. 323.

terlage ansehen. Wir haben bereits berührt, was er in dieser Richtung für die Gymnasien that. Er räumte dem Unterricht im Griechischen einen größeren Platz ein. Er forderte selbst für Realinstitute die Beibehaltung der alten Sprachen. Ganz besonders charakteristisch aber ist ein Antrag, den er unter dem 14. Mai 1809 wegen Errichtung einer obersten musikalischen Behörde zum Behuf der Verbesserung der öffentlichen Musik an des Königs Majestät richtete. Er, der Unmusikalische, beantragte die Ernennung des ihm von Göthe empfohlenen Zelter zum Professor an der Akademie der Künste und Aufscher der öffentlichen Musik im preussischen Staate, damit auf diese Weise theils die Kirchenmusik, theils die städtische Musik, theils auch der Musikunterricht in den Schulen allmählig auf eine höhere Stufe gehoben würde. Es handelte sich ihm dabei gleichzeitig um die Veredlung der Kunst selbst und um die Einwirkung auf die Bildung der Nation. Seine Gründe waren die Gründe Platon's und Aristoteles'. Sein Gesichtspunkt war den Anschauungen entnommen, aus denen auch in Sparta und Athen die musische Erziehung einen Haupttheil der bürgerlichen Erziehung bildete. Wenn er in seiner politischen Jugendschrift so weit gegangen war, in gewissem Sinne „aus allen Bauern und Handwerkern Künstler“ bilden zu wollen,¹⁾ so blieb er nun wenigstens bei dem Satze, daß „Kunstgenuß einer Nation unentbehrlich sei.“ Wie er dort, in Beziehung auf bildende Wirkung, der Musik wegen ihrer Eindringlichkeit den Vorzug vor der Poesie, der Malerei und der Plastik gegeben hatte, so hob er auch jetzt wieder hervor, daß gerade diese Kunst „tief und bildend auf die Empfindung und die Gemüther selbst der niederen Volksklassen“ einzuwirken im Stande sei, daß sie vor Allem, anklingend an das rein und allgemein Menschliche, sich zu einem Bande zwischen den untern und höhern Schichten der Nation eigne. Aus diesem humanistisch-ästhetischen Grunde empfahl er die Verbesserung der gottesdienstlichen Musik. Er empfahl den musikalischen Schulunterricht, damit „das Gemüth früh an Wohlklang und Rhythmus gewöhnt,“ und so „der sonst so leicht einreisenden Rohheit entgegengearbeitet werde.“

Es kann scheinen, daß Gesichtspunkte wie diese zu fein und zer-

1) Ideen zu einem Versuch etc. S. 23.

brechlich seien, als daß sie zur Anwendung in der Praxis tauglich wären. Nicht sowohl die Gesichtspunkte indeß, als die Form, in welcher sie gewonnen und auseinandergesetzt sind, steht in Mißverhältniß zu dem groben Stoffe der Wirklichkeit. Die Lectüre einer Humboldt'schen Denkschrift macht einen ähnlichen Eindruck auf uns, wie ein mikroskopischer Blick in das innere Gefüge, in die zarten Röhrengänge und das regelmäßige Zellengewebe eines mächtigen, von rauher Rinde umgebenen Stammes. Nur aus den besten Gedanken und den edelsten Empfindungen des Menschen gestaltet sich, was im Leben Werth und Bestand haben soll. Auch öffentliche Zustände bilden sich am sichersten über der feinsten Grundlage: auch die politisch-praktische Thätigkeit gedeiht nur aus Ideen heraus. Den idealistischen Sinn, in welchem Humboldt mit seiner ganzen Wirksamkeit feststand, führte er in alle einzelnen Maaßregeln und Entwürfe über. Er gab demselben schon in der Organisation seines Departements einen Ausdruck. Der Section des öffentlichen Unterrichts nämlich gesellte er eine eigene wissenschaftliche Deputation bei. In dem ersten Entwurf der Instruction¹⁾ für dieselbe giebt er den Zweck dieser Behörde an. Sie war bestimmt, „die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze unverrückt gegenwärtig zu halten,“ damit die Section „ihr Verfahren immer nach seiner allgemeinen Richtung übersehen und würdigen könne.“ Es war nach Humboldt's Absicht eine Körperschaft, welche die leitenden Ideen, von denen alle Geschäftsthätigkeit ausgehen müsse, gleichsam selbständig repräsentirte, und es sollte ihr daher auch vor allen Dingen freistehn, mit allgemeinen Vorschlägen und Bedenken, der Geschäftsbehörde gegenüber, die Initiative zu ergreifen. In solchen und ähnlichen Einrichtungen war sicherlich nichts Unpraktisches und Ueberspanntes. Humboldt fehlte nur darin, daß er zuweilen zu sehr seine vorgängigen Ueberlegungen in die praktischen Anordnungen mit hinüberführte. Er löschte vielleicht nicht sorgfältig genug die Hilfslinien weg, die er in Gedanken gezogen hatte. Er verrieth vielleicht zu viel von der geistigen Methode seiner praktischen Conceptionen. Es ist klar; er hatte fortwährend mit seiner Vorliebe für die theoretische

1) Sie liegt uns, wie schon angegeben, G. W. V. 333 ff. vor; vergl. an Wolf; ebendaf. S. 276.

Seite der Dinge zu kämpfen. Er verlor sich zu leicht in der Metaphysik seiner Projecte. Es kostete ihn Mühe, die Subtilität seiner Erwägungen in seinen Geschäftsarbeiten zu verstecken und seinen Vortrag zu vereinfachen. Er fühlte das selbst lebhaft. In einer zweiten Redaction der Instruction für die wissenschaftliche Deputation war er bemüht, dasjenige zu ändern, was in der ersten „zu metaphysisch schein.“¹⁾ Es ist augenscheinlich, daß er aus demselben Grunde in dem Aufsatz über geistliche Musik die Stellen strich, die wir jetzt aus dem ursprünglichen Entwurf in den G. W. nachgetragen finden.

Aber dieser „metaphysische“ Charakter der Form ging in der That nicht auf die Sachen und auf das Handeln Humboldt's als solches über. Verwundert rühmten die Männer, die mit ihm zusammen früher in der ästhetischen Welt gelebt hatten, daß er wisse „was ungefähr in der Welt gehn und gelten könne.“²⁾ Dies hatte er vor seinen ästhetischen Freunden voraus, daß er auch im Elemente der Praxis weder unterging noch seine vorige Bildung verläugnete, daß er mit dem Geiste der Aesthetik die Fähigkeit des Handelns und das Talent des Geschäftsmannes verband. Weit entfernt, daß ihn seine Studien und Speculationen für das Leben unbrauchbar gemacht hätten, so hatte er gerade durch die Beschäftigung mit der Kunst auch den Sinn für die Kunst des Handelns, durch seine Beschäftigung mit dem Menschen das Talent der Menschenbehandlung geschärft. Wie er sich frühzeitig gegen den politischen Apriorismus erklärt hatte, wie er von Hause aus das Gesetz des Handelns und Lebens nicht minder als das des Denkens nach dem Schema der Aesthetik gefaßt hatte, so übte er nun überall, ein praktisch-politischer Künstler, die Kunst der Einbildung der Ideenform in den Stoff der Wirklichkeit. Ein Hauptpunkt bei der Organisation seines Geschäftskreises bestand darin, daß sich die ideelle Seite desselben innig mit der bloß geschäftlichen verbinde, und daß weder da, wo Grundsätze zu vertreten seien, die Ausführbarkeit, noch da, wo es die Ausführung gelte, die Rücksicht auf die leitenden Ideen aus den Augen gelassen werde.³⁾

1) An Wolf G. W. V. 277.

2) Knebel an Göthe a. a. D. I. 367.

3) Ideen zu einer Instr. a. a. D. S. 338. 341. Brief an Wolf a. a. D. S. 287.

Umwälzend und neuernd, ebenso, wie seine Wirksamkeit war, war sie doch nichts weniger als schroff revolutionär. Aus dem innersten Geiste seiner bisherigen Bildung sprach er den Grundsatz aus, daß es „nie gut sei zu zerstören, ehe etwas Anderes völlig an die Stelle getreten sei.“¹⁾ Es war der Grundsatz des fortschrittstüchtigsten Conservatismus, das Bestreben, welches auch Stein beseelt hatte: eine Revolution auf dem Wege der Reform zu bewerkstelligen.

Anderer Tugenden seines staatsmännischen Wirkens hingen mit seinem ganzen Charakter zusammen und bewährten sich jetzt nur auf neuem Felde. Von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit übertrug er auf die politische das reine, von allem Persönlichen absehende Interesse für die Sache, die schöne Wahrheitsliebe, die sich stets zur liberalsten Erörterung bereit finden läßt, die strenge Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, den pflichttreuen, unermüdblichen Arbeitseifer. Freunde und Feinde mußten diese Eigenschaften anerkennen. Keiner aber erfuhr sie mehr, gegen Niemand zugleich verschwendete Humboldt mehr seine ganze persönliche Liebenswürdigkeit und Seelengüte, als gegen Wolf. Es war ein schöner Traum, welchen Humboldt geträumt hatte, daß er an dem ehemaligen Genossen seiner Studien einen ebensolchen Gehülfen seiner praktischen Thätigkeit finden werde. Er war alsbald bedacht, dem Freunde ein Verhältniß zu schaffen, welches seinen Verdiensten wie seiner Würde entspräche, welches zugleich belohnend und ehrenvoll wäre, welches ihm die Gelegenheit zum fruchtbarsten Eingreifen in die Dinge gewährte und ihn doch seinem wissenschaftlichen Beruf, seinen Arbeiten und seinem eignen Ruhme erhalte. Wolf sollte die Direction der wissenschaftlichen Deputation übernehmen, und eigens auf Wolf waren die Bestimmungen über die Stellung und über die geschäftlichen Aufgaben eines solchen Dirigenten berechnet. Aber Wolf nahm die ihm angetragene Stelle nur an, um sofort wieder zurückzutreten.²⁾ Der Mann, körperlich kränklich, war geistig um Vieles kränker. Er hatte sich in eine unleidliche Anmaaßung hineingewöhnt und war aus Anmaaßung in eine hysterische Reizbarkeit und Verstimmtheit verfallen. Es schien, als ob der wilde und ungemessene Hochmuth Bentley's in den großen

1) Antrag zur Gründung der Universität a. a. D. S. 328.

2) S. Rörte a. a. D. S. 34. ff.

deutschen Kritiker gefahren sei. Allen Vorstellungen des Freundes gegenüber, verschloß er sich in die Einbildungen seines von Ruhmesgenuß und Geniesucht kranken Geistes und in die Launen eines verhärteten Egoismus. Die Briefe, welche Humboldt in dieser Angelegenheit an Wolf schrieb, liegen als ein schönes Zeugniß des „heiteren Muthes,“ der Treue, der Geduld und Milde, — aller der Gemüthseigenschaften vor, die nicht Jedem, sondern nur seinen Vertrauten bekannt sein mochten. Wohl hätte er mit Herzog Alphons sagen können, daß ihm „zur Prüfung der Geduld ein Freund gegeben:“ —

„Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz
Vergessen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte.“ — —

Dieselben Briefe aber lassen auch noch einmal einen Blick in den allgemeinen Sinn seiner ganzen Wirksamkeit und in den edlen und fleckenlosen Stil seiner Geschäftsthätigkeit thun. Denn nun war er genöthigt, Wolf darauf hinzuweisen, daß billig jede andre Rücksicht der Rücksicht auf die Sache weichen müsse. Auf die Sache, die — so fügte er hinzu — „wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin, von Andern Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere.“ Willig ließ er sich herbei, dem verbitterten Tadel Rede zu stehen, welchen Wolf gegen seine ganze Verwaltung und deren einzelne Maaßregeln ausgelassen hatte. Er that es, aus dem Bewußtsein heraus, daß er überall „mit ernster Ueberlegung und mit Eifer“ gehandelt habe. Ein einzelnes Fehlschlagen, schreibt er, dürfe nicht abschrecken. Wenn man das zulasse, mache man eigentlich nichts. „Das Ende der Tage,“ fährt er fort, „ist nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, daß man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält und immerfort redressirt, so kommt man doch an's Ziel.“¹⁾

1) Au Wolf a. a. O. S. 288. 289. S. übrigens die Nummern LXVIII, LXIX, LXXII, LXXIV, LXXV, LXXVII und LXXVIII des Briefwechsels.